

Hanno
Rinke

LESEPROBE

ÜBER LEBEN

Was bleibt
und was nicht

mitteleutscher verlag

...

In den 50er Jahren war ich noch über den ungeteilten Othmarscher Kirchenweg zu meinem besten Freund Horstl geholpert. Die Pflastersteine waren kindskopfgroß. Horstl wohnte in einem dieser stadtnäheren Mietshäuser. Einen Klassenunterschied sah ich darin nie. Aus heutiger Sicht waren seine Mutter und sein Stiefvater rechtsradikal. Dass es in unserem Englischbuch einen Ort Beechwood gab, fanden sie unerhört. Das solle an Buchenwald erinnern, um die Auschwitz-Lüge in Kindsköpfen zu verfestigen, glaubten sie fest. Trennender fand ich, dass Horstl für Elvis Presley schwärmte und sich an der Damenunterwäsche im „Quelle“-Katalog begeisterte. Dann schickten seine Nazi-Eltern Horstl auf eine nähere Schule, in der sie auf einen weniger strengen Klassenlehrer hofften. Ich fand Herrn Wilkens furchtbar fromm, aber gegen seine Pedanterie hatte ich nichts. Ohne seinen Drill wäre mir später das Abitur nicht so problemlos gelungen. Hinter Horstls Block begann dann wirklich das, was bei uns ‚das Arbeiterviertel‘

hieß. Das klang wenig freundlich und betraf ganz offensichtlich die Werktätigen, die sich noch kein ‚Siedlungshäuschen‘ leisten konnten.

Ab Mitte der 60er Jahre fuhr ich die Strecke mit meinem übernächsten besten Freund Harald entlang zur Bücherhalle. Da gab es schon eine schmale Teerspur am Straßenrand. So fahrradgerecht waren die 60er! Wir holten uns für jeweils drei Wochen Standardwerke über Malerei, Geschichte und Psychologie aus der Leihbibliothek. Belletristik hatten wir zu Hause. Inzwischen ist diese Institution abgeschafft. Wer liest heute noch? Das Einwohnermeldeamt befindet sich jetzt in den Räumen. Ich war noch nur zweimal dort, um mir einen neuen Pass abzuholen.

Nach Norden ging es von der Kreuzung aus über die Reventlowstraße zum Bahnhof Othmarschen, und so ist das immer noch. Nach Süden trug der Halbmondsweg damals seinen Namen noch zu Recht, fand ich: Die schmale, von hohem Gesträuch gesäumte Straße führte etwa 200 Meter weit, dann traf er auf eine Schrebergartensiedlung. Um die herum machte er einen Riesenbogen, seinen Halbmond, bevor er wieder gerade auf die Elbchaussee

zulief. Meine Doppelhaus-Nachbarinnen im Klein Flottbeker Weg, Kathrin und Monilies Wieman, waren mit mir noch den Sandweg der Schrebergartensiedlung entlang zur Elbchaussee gegangen und dann herunter an den schmalen Strand, an dem wir lieber auf Flaneldecken kuschelten und Urlaub spielten, als in unserem grünen Garten im Liegestuhl abzunutzen.

Schon bevor die Autobahn gebaut wurde, die es den Dänen erlauben würde, bequem bis Sizilien durchzunageln, sah man die Schrebergärten als Fremdkörper in Othmarschen an. Weg damit!, fand die Hamburger SPD-Regierung: „Verkehrserforderlich.“

Alles Kleingärtnerische wurde abgerissen, der Halbmondsweg wurde schnurgerade durchgezogen bis zur Elbchaussee und grau asphaltiert. Sein ehemaliger Bogen war zu einem verkrümmten Gässchen geschrumpft, das heute „Poppes Weg“ heißt. Das Gesträuch zwischen den Villen und der Fahrbahn, das von unserer Kreuzung bis zu den Schrebergärten hin für Vorortstimmung gesorgt hatte, es wurde entfernt. Da konnte dann die Fahrbahn des Halbmondwegs doppelt so breit angelegt werden.

Die Schrebergärten hatten also zu weichen, als die Umgestaltung des Weges zum Autobahnzubringer beschlossen wurde. Autogerechte Stadt. Der Mann, der in dem Eckgrundstück lebte, das den Halbmondsweg zu seiner Biegung gezwungen hatte, erhängte sich in seinem Häuschen an dem Tag, an dem er die Räumungsklage erhielt. Ungerechte Stadt. Gleich darauf wurde dort das solide Haus aus gelbem Klinker errichtet, das seither vom Gemeindepastor der Othmarscher Kirche und seiner frommen Familie bewohnt wird. Frau Wieman erzählte es immer sehr anschaulich, und ihrem Schauer war stets anzumerken, wie froh sie war, katholisch zu sein.

Nun kamen wir also schrebergartenlos vom Klein Flottbeker Weg zur Bernadottestraße, bevor der Halbmondsweg dann wie eh und je in die Elbchaussee strauchelt. Die Bernadottestraße wird uns bis zum Ende dieser Lektüre beschäftigen.

Dass sie vor dem Zweiten Weltkrieg Moltkestraße hieß, legt nahe, dass sich federführende Pazifisten von Moltke schon frühzeitig trennen wollten.

Nachdem die Bernadottestraße geduldet hat, dass der inzwischen so breitspurig gewordene Halbmondsweg sie überquert, verläuft sie stadteinwärts unbeeindruckt zur nächsten Kreuzung. Nach rechts führt die Liebermannstraße wieder zur Elbchaussee, wohin denn sonst. Nach links hieß die Straße früher „Am Teich“ – und „Am Teich“ mündet nach weniger als 100 Schritten in die Emkendorfstraße. Die führt am Hügel meiner f-moll-Kirche und dem nun Seniorensitz genannten Altersheim vorbei in einem ehemals großzügigen, aber inzwischen bekübelten Bogen zur Reventlowstraße, also zum Bahnhof Othmarschen.

Früher war ja der Bahnhof Othmarschen nicht das Anhängsel eines Schnellimbisses, sondern ein nettes Gebäude, aber auch den Bahnhof Altona hatte es ja schon gegeben, bevor er abgerissen wurde, um Kaufhölle zu werden. „Weg damit!“, hatte in beiden Fällen die Hamburger SPD-Regierung gesagt. Sie musste halt beweisen, dass sie nicht konservativ war, sondern modern.

„Am Teich“, das war unser Einkaufsparadies. Es bestand ursprünglich vor allem aus drei Läden: einem für Gemüse, einem für Brot und einem

für geschlachtete Tiere. Dazu, immerhin, eine Apotheke. Für die Seniorensitzer sicher bedeutender als die anderen Lebensmittel. Kein Mensch außer uns sagt noch „Am Teich“ oder versteht auch nur, warum wir diese paar stehengebliebenen Einzelhandelsrudimente so nennen. Es ist einfach schon viel zu lange her, dass der Teich weichen musste. Er hatte nämlich das Pech, auf der geraden Linie zwischen der Ausfahrt Bahrenfeld im Norden und Reggio Calabria im Süden der neuen Autobahn zu liegen. All den Kopenhagenern, die mit der Autofähre übersetzen wollten nach Messina, war der Umweg nicht zuzumuten, den es bedeutet hätte, den Teich am Leben zu lassen. Die Lokalzeitung begnügte sich damals mit der lakonischen Überschrift: „Teich weicht Tunnel.“

Heute werden Projekte, die bloß der menschlichen Bequemlichkeit dienen, abgeblasen, wenn sie die Brutstätten des Langtaasterwasserkäfers inkommodieren. In den frühen 70er Jahren hielt man Klimaprobleme für etwas, wogegen ein Regenmantel hilft. Allmählich trat ein Wandel ein. Die Stadtväter waren bald nicht nur bestrebt, ihre Kinder durch Hindernisse in der Fahrbahn zum

Langsamfahren zu erziehen, sondern sie wollten es auch der Bevölkerung ersparen, durch missverständliche Namen in die Irre geführt zu werden. Jung und Alt fürsorglich zu geleiten, ist soziale Verpflichtung. Deshalb wurde „Am Teich“ als Name gestrichen, und die Liebermannstraße, die auf den Teich zugelaufen war, hieß von da an eben einfach noch ein Stück weiter Liebermannstraße. Der Teich hatte zwar so hinter den Häusern und deren rückwärtigen Gärten versteckt gelegen, dass ihn auch vorher nur die Anwohner sehen konnten, wenn sie aus ihren der Straße abgewandten Fenstern blickten, aber Liebermann ist zweifellos eine achtbare Persönlichkeit gewesen, dessen deutsch-impressionistische Gemälde ich mehr schätze als Moltkes Kriege und irgendwelche zugeschütteten Tümpel.

Nie werde ich vergessen, dass meine Mutter mich mit dem Liebermann-Ausspruch zur „Macht ergreifung“ beeindruckte: „Man kann gar nicht so viel essen, wie man kotzen möchte.“ Ich hatte sofort Verständnis dafür, dass jemand seinen mangelnden Appetit beklagte, denn das war ja auch mein

Problem. Aber solche Hindernisse, wie Irene sie zu überwinden hatte, wurden nie vor mir aufgebaut.

Wenn ich meiner Mutter ihre mangelnde Abenteuerlust vorwarf, weil sie nicht mit mir Gespensterbahn fahren wollte, sagte sie: „Ich habe in meiner Jugend so viele Aufregungen erlebt, ich brauche keine mehr.“ Aber dann ließ sie sich doch überreden, mit mir durch das Spukschloss zu fahren – lange Zeit meine Lieblingsattraktion. Denn obwohl (oder weil?) ich ein sehr ängstliches Kind war, dachte ich mir im Bett stundenlang Gespensterbahnen aus.

Irene ist überzeugt, dass das Tatar der Kühe, die draußen grasen, gehaltvoller schmeckt als das der industrialisierten Viehzuchten. Sie sorgt sich etwas, denn sie hat mal gelesen, dass Krebskranke eine Abneigung gegen Fleisch entwickeln, und jetzt weiß sie nicht mehr so genau, ob ihr Widerwillen gegen das durchgedrehte Rind von ihrer Abneigung gegen die Methoden der Fleischverarbeitung oder von möglichen Metastasen herrührt.

Guntram hält am Ritus fest. Früher ist er samstags eigenfüßig „zum Teich“ gegangen, um unser Schabefleisch zu kaufen. Selbst als sich später an der

Ecke zur Bernadottestraße ein „Spar“-Markt auftat, der streng darauf achtete, keine Waren zu führen, die den anderen Konkurrenz machten, auch da redete man vom „Spar“-Laden ‚am Teich‘, wenn man überhaupt von ihm redete, denn ein Lebensmittelgeschäft, das es sich weder mit dem Süßwaren- und Spirituosenhändler noch mit dem Gemüsemann, dem Fleischer oder dem Bäcker verderben will und gegenüber, auf der anderen Straßenseite, nicht nur mit einer Telefonzelle, sondern auch mit einem Zeitungskiosk konfrontiert ist, der kann eigentlich nur Edamer und Strumpfhosen anbieten.

Irgendwann gab es aber doch beim „Spar“-Laden Parmaschinken und Schweinekoteletts, beim Bäcker Chianti und Illustrierte, beim Fleischer Camembert und Kartoffelsalat, Butter und Joghurt beim Gemüsemann und ein Schwätzchen beim Spirituosen-Händler, was den Insassen des nahen Seniorenheims womöglich mehr bedeutet als Koteletts und Camembert. Da wandert manche Flasche Pinot Grigio neben den Pralinen über die Theke.

„Am Teich ist alles teurer als anderswo“, behauptet Irene immer auf dem langen Weg

zu „Aldi“, womit sie Recht hat. „Die nutzen es schamlos aus, dass die Leute in der Umgebung auf sie angewiesen sind.“ Auch damit hat sie vermutlich recht. Nur führt das dazu, dass sie aus einer Plastikfolie ein sabberndes Stück dick geschnittenen, salzigen „Aldi“-Schinken herauszerrt und sagt: „Das ist doch gar nicht so schlecht“, während sie den hauchdünn geschnittenen Schinken vom Teich kommentiert: „Also, der ist ganz gut, aber viel zu teuer.“

IM HANDEL ERHÄLTlich

Hanno Rinke

Über Leben

Was bleibt und was nicht

Erinnerungen

288 Seiten | geb. | s/w-Abb.

978-3-96311-988-0 | 24,00 €

Was bleibt und was nicht – in seiner Bilanz erzählt Hanno Rinke von einem so ungewöhnlichen wie selbstbestimmten Leben und von den verschlungenen Pfaden der Familiengeschichte von 1870 bis 2024 ... Der eine Großvater preußischer Offizier, der andere polnischer Jude. Die Mutter ledig, der Vater im Gefängnis. Was wird daraus? „Es ist schön, zufrieden zu sein, dort, wo man ist. Noch schöner ist es, dort sein zu wollen, wo man sein könnte.“ Rinke setzt seinen Lebensmenschen – dem Partner, den Eltern –, den Zeiten, Orten, Ländern, anderen Menschen, denen er begegnet, mit seinem Bericht ein Denkmal, stets auf der Suche nach dem Glück, das letztlich in der Veränderung besteht. Und doch bleibt da immer ein Ort von besonderer Tiefe, die Straße Am Teich in Othmarschen, die Richtschnur dieses bewegenden Buches, das als Rondell die Geschichte seines Autors birgt und bewahrt. Was bleibt und was nicht? „Über Leben“ ist Hanno Rinkes Antwort.